

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 120.

Montag, 2. Mai

1932.



5. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

7.

Schon vor Beginn der Arbeitszeit schritt Dr. Cleff nervös im Konstruktionsbureau auf und ab. Die Vertrautheit Lannas und Hartners beunruhigte und reizte ihn. Erregt zerrte er von Zeit zu Zeit an seinem kleinen Schnurrbart. Der Ärger zwang ihn, ununterbrochen das Zimmer zu durchqueren. Beim Gedanken, daß seine Pläne kurz vor dem völligen Gelingen von einem simplen Monteur durchkreuzt werden könnten, glühten seine Augen auf vor Zorn und Haß.

Ein Monteur! — Ein Monteur! — höhnte er in Gedanken. Ich werde sie niederzwingen, und nach der Heirat werde ich sie händigen!

Erbittert hieb er auf den Tisch.

„Das fehlte mir gerade noch, wenn ich mich jetzt noch zur Seite drängen lassen würde! Lanna muß mein werden — um jeden Preis — und mit ihr das Werk!“

Im Flur erklang der Schritt Lannas. Dr. Cleff zwang sich zur Ruhe. Mit einem Lächeln eilte er Lanna entgegen; er verbeugte sich und küßte ihre Hand.

„Ich hoffe, gnädiges Fräulein, daß Sie vom Raßwerden keinen Schaden davongetragen haben!“

„Danke, Herr Doktor! Das Wetter hat mir nichts anhaben können, aber diese Nachtarbeit muß nun einmal ein Ende nehmen! Sie ist ein anormaler Zustand, der uns alle unserer Kräfte beraubt!“

„Ganz recht, gnädiges Fräulein, ganz recht! Aber es war bisher ja leider nicht anders zu machen. Wie Sie wissen, drängen die Russen auf Einhaltung des Termins, ohne eigentlich bisher einen Grund zum Zweifeln an der pünktlichen Ablieferung gehabt zu haben!“

„Nun, nach der genialen Lösung der letzten Schwierigkeiten durch Luß Hartner ist ja eine Verzögerung nicht mehr zu befürchten!“

Dr. Cleffs Mienen, die bisher von einem verbindlichen Lächeln geprägt gewesen waren, verzerrten sich zur Gehässigkeit; mit einem Blick zur Seite antwortete er hämisch:

„Sie merken sich die Vornamen von Monteuren, gnädiges Fräulein?“

Lanna Rhomberg stutzte; ihre Stirn faltete sich unwillkürlich, und ihr Mund spannte sich in kühler Ablehnung.

„Das steht doch wohl in meinem Belieben, Herr Doktor Cleff?“

Sie ging in die Garderobe und legte dort den weißen Arbeitsmantel an. Ohne sich weiter um Doktor Cleff zu kümmern, setzte sie sich danach an ihren Platz.

Im Ärger über sich selbst, daß er sich zum Auspielen

dieser Spitze hatte hinreißen lassen und daß dadurch die gute Stimmung, die er zu seinem Vorhaben so dringend benötigte, verdorben worden war, sah Doktor Cleff auf die vor ihm liegenden Zeichnungen nieder. Erst nach einer Weile war es ihm gelungen, die Erregung niederzuzwingen. Er blickte wieder nach Lanna hin. Da sie nicht auffah, erhob er sich, als sei nichts geschehen, und trat neben sie.

„Lanna! Ich muß Sie dringend in persönlicher Angelegenheit sprechen!“ Seine Augen suchten durch die Gläser hindurch suggestiv auf sie einzuwirken.

Lanna wich seinem Blick nicht aus, sondern sagte langsam und mit Betonung:

„Fräulein Doktor Rhomberg — wollten Sie sagen, Herr Doktor Cleff — wenn Sie schon nicht die Damen gegenüber übliche Form der Anrede gebrauchen wollen!“

Doktor Cleffs Gesicht färbte sich rot vor Verlegenheit und Ärger; er sah zur Seite.

Da Lanna von seiner Nähe keine weitere Notiz nehmen zu wollen schien, verbeugte er sich und unterdrückte seinen Zorn.

„Verzeihung also, gnädiges Fräulein! Meine Erregung ließ mich Ihren Vornamen gebrauchen. Es war mir gar nicht bewußt, daß ich es tat, und dann, offen gestanden, dachte ich auch, daß Sie nichts dagegen haben würden; wir sind uns doch in gemeinsamer Arbeit schließlich schon so nahe gekommen, daß —!“

Lanna schob betroffen den Stuhl zurück; ihr Blick richtete sich erstaunt auf das Gesicht des Chefingenieurs, aus dem jetzt eine Mischung von Ergebenheit, wohlwollender Annäherung und ungehemmter Zudringlichkeit sprach.

„Herr Doktor Cleff! Das wundert mich aber, von Ihnen zu hören, daß Sie etwas ohne Bewußtsein sagten! Wirklich, das wundert mich sehr, außerordentlich sogar, Herr Doktor! Und wir seien uns nähergekommen — sagten Sie?! Davon hätte ich doch wohl auch etwas bemerken müssen — denke ich! Dieses Näherkommen scheint mir durchaus einseitig gewesen und einseitig geblieben zu sein, Herr Doktor Cleff!“

Geschmeidig, scheinbar durchaus nicht verletzt und mit dem Willen, unter allen Umständen Sieger zu bleiben, zuckte der Chefingenieur die Achseln.

„Sie haben heute scheinbar einen schlechten Tag, gnädiges Fräulein!“

Lanna schüttelte den Kopf und wandte sich wieder ihren Zeichnungen zu.

Doktor Cleffs Gesicht färbte sich langsam dunkelrot, aber mit bewunderungswürdiger Selbstbeherrschung zwang er sich auch jetzt wieder zur Ruhe.

„Gnädiges Fräulein! Ich bin nicht der Mann, der

Ich durch Launen von seinen Vorsätzen abbringen läßt! Ich frage Sie also nochmals: Sind Sie endlich zur Vernunft gekommen? Sie müssen meine Frau werden, und zwar bald! Sie brauchen einen Mann, der Sie führt und gegebenenfalls über Ihnen wacht!"

In Lannas Antlitz stieg gegen ihren Willen die Röte des Zorns. Sie war nahe daran, heftig aufzufahren, mit letzter Selbstherrschung zwang sie sich jedoch zur Ruhe.

"Herr Doktor Cleff! Der wievielte Heiratsantrag ist das nun schon, den Sie mir machen und den ich ablehne?! Ich bitte Sie dringend, meine Geduld nicht auf eine zu harte Probe zu stellen! Sie zwingen mich sonst, auf Höflichkeitsrückichten zu verzichten! Ich möchte es Ihnen und mir ersparen, noch deutlicher werden zu müssen!"

"Mein Gott, gnädiges Fräulein!" antwortete der Chefingenieur. "Ich verstehe gar nicht, was Sie noch gegen mich haben! Seien Sie versichert, daß Sie, wenn wir einige Zeit verheiratet sind, Ihr ursprüngliches Sträuben selbst nicht mehr verstehen und höchstens noch darüber lachen werden! Und dieses Bewußtsein ist es, das mir den Mut und die Zuersticht gibt, Ihren Wunsch zu ignorieren und meine Bewerbungen nicht aufzugeben!"

Was haben Sie nur an mir auszusetzen, Fräulein Rhombberg?! Und daran scheinen Sie auch nicht zu denken, daß ich weit und breit der einzige Mann bin, der in der Lage ist, die spätere Nachfolgerschaft Ihres Herrn Vaters zu übernehmen!"

Lanna vermochte ihren Unwillen nicht mehr zu unterdrücken; von ihrer Erregung fortgerissen, fuhr sie auf:

"Herr Doktor Cleff! Ihre letzten Worte zwingen mich, das zu tun, was ich vorhin noch nicht für dringend notwendig hielt, da ich annahm, daß Ihre Einsicht Sie leiten und zu sich selbst rufen würde!"

Ich habe Ihnen schon oft genug gesagt: Ich mag nicht! Das ist der wichtigste Grund, den es überhaupt geben kann!

Und wenn Sie meine Worte noch immer nicht ernst nehmen wollen, wenn Sie mir weiterhin mit Ihrer suggestiven Methode entgegenzutreten gedenken, dann zwingen Sie mich dazu, Ihnen zu sagen, daß ich diese Verkehrsart anders als Sie bezeichne — nämlich als Anmaßung und Zudringlichkeit!

Und jetzt, zum allerletzten Male — Schluß damit! Ich dulde kein Wort mehr über dieses Thema! Und wenn Sie sich nicht fügen wollen, so seien Sie schon jetzt von dem unterrichtet, was Sie vielleicht noch nicht wissen oder nicht wissen wollen: Die Hälfte der Rhombberg-Werte ist mein Eigentum! Sie sind, Herr Doktor Cleff, ebenjogut mein Chefingenieur, wie derjenige meines Vaters! Aber ich habe keine Lust, weiterhin mit Ihnen zusammenzuarbeiten, wenn Sie sich nicht zur Korrektheit entschließen innerhalb der Grenzen, die ich Ihnen hiermit setze!"

8.

Übermüdet und erschöpft verließ Hermann Fahrensoll nach der Vernehmung mit dem Fürsten Trufanoff und seinen Freunden das Polizeipräsidium. Es war schon heller Tag; der Verkehr und das Getriebe der Weltstadt hatten bereits eingesetzt.

Fürst Trufanoff verabschiedete sich in aufrichtiger und dankbarer Herzlichkeit.

"Ich hoffe, daß wir uns nun öfter begegnen werden, Herr Fahrensoll?"

Fahrensoll überreichte ihm seine Adresse.

"Auch würde ich mich freuen, Durchlaucht! Ich bitte mich einstweilen Ihrer Durchlaucht zu empfehlen!"

Im nächsten Blumengeschäft bestellte er ein Arrangement mit dem Aufstrag, es der Fürstin gegen Mittag zuzustellen. In einem Mietwagen fuhr er nach Hause.

Unmerklich schlief er ein. Er schrak auf, als der Wagen vor der Wohnung anhielt. Ohne sich die Mühe zu geben, sich ganz zum Bewußtsein zurückzurufen, schritt er die Treppen hinauf; er schloß die Türe auf und wollte danach jogleich durch das Schlafzimmer ins Bad gehen. Er hatte auch die Hand schon auf die Klinke ge-

legt, da öffnete Fritz Klinger rasch die Küchentür und rief ihm zu.

"Halt, Herr Fahrensoll! Bitte nicht ins Schlafzimmer gehen!"

Fahrensoll drehte sich um; der Famulus lächelte verschämt und vieldeutig.

"Was soll das Grinsen, Fritz?! Weshalb soll ich mein Schlafzimmer nicht betreten?! Benötige ich dazu etwa erst deine Erlaubnis?!"

Der Famulus versuchte, seinen Gesichtsausdruck zum Ernst zu zwingen, doch es gelang ihm nicht, das vernünftige Lächeln zu unterdrücken.

"Sie dürfen nicht hineingehen, Herr Fahrensoll, weil schon jemand drinnen ist, drinnen schläft!" erwiderte er im Kampfe mit seiner Lachlust. "— — — eine Dame!" plakte er heraus. Er konnte seine Belustigung nicht mehr unterdrücken; der Ausdruck seines verwegenen und durchtriebenen Gesichtes verwandelte sich in ein einziges lautloses und fröhliches Lachen.

"Ja, zum Donnerweiter!" Fahrensoll wurde hellwach.

Fritz Klinger kannte seinen Herrn; er wußte, daß er jetzt ungehalten werden würde, wenn er nicht schleunigst Aufklärung gab.

"Nix für ungut, Herr Fahrensoll! Aber Ihr Fräulein Tochter ist eingetroffen! Sie ist eingetroffen — und nun ist sie halt da! Und schlafen mußte sie ja schließlich auch wieder einmal, nachdem sie den Tag über und die halbe Nacht hindurch von Berlin hierher gefahren ist!"

Fahrensolls Augen öffneten sich weit vor Staunen.

W— a— as?! Was war das?! Meine Tochter? Meine Tochter ist angekommen?! Ja, wieso denn?! Bist du verrückt — oder voll des süßen Weines?! Seit wann habe ich denn eine Tochter?! Wieso bin ich denn Vater?!"

Klinger weidete sich im sattem Behagen an seiner grenzenlosen Verblüffung.

"Sie wissen doch, Herr Fahrensoll, die kleine Maxl aus Australien! Jetzt ist sie eine junge Dame geworden, und man muß wohl Fräulein Maximiliane, Fräulein Maximiliane von Eib zu ihr sagen! Ich war nicht weniger erstaunt, als Sie es jetzt sind, Herr Fahrensoll. Sie erklärte mir lang, aber bündig, und klipp und klar, es habe ihr im Institut nicht mehr gefallen; sie sei zu alt für diese Umgebung geworden, und da sie keine Komplexe habe züchten wollen, und da sie ja in Australien niemand mehr habe und Sie, Herr Fahrensoll, seit dem Tode ihres Vaters ihr Vormund seien, so seien Sie doch jetzt so etwas Ähnliches wie ein Vater ihr gegenüber, und so sei sie gekommen, mit dem Voratz hier zu bleiben! Sie würde Sie einfach Bizepapa oder noch kürzer Papi nennen! Sie fragte mich auch, ob man mit Ihnen große Mühe hätte — oder ob Sie leicht zu erziehen seien!"

Fahrensoll schlug die Hände über dem Kopf zusammen.

"Herr meiner Tage! Kommt das Kind da mir nichts dir nichts hierher geschneit und stellt mich einfach vor die vollendete Tatsache, stellt mich glatt vor die Tatsache hin, daß es da ist! Und übermütig und selbstsicher scheint es zu sein, daß einem angst und bange werden könnte!"

"Es hat keine Komplexe züchten wollen!" Das Lachen übermannte ihn für Augenblicke; er schüttelte den Kopf und strich sich über die Haare. Angesichts des noch immer vor Behagen strahlenden Gesichtes des Famulus wurde er wieder ernst. (Fortsetzung folgt.)

Wandersehnsucht.

Lieber, großer Wald,

Du ste, blühe bald.

Lieber, grüner See,

Kausche je und je.

Liebes, weites Tal

Glänz im Sonnenstrahl.

Liebe Mühle, klappre!

Liebes Bächlein, plappre!

Lieber Stod im Ed,

Heute geht es weg.

Standest winterlang

In dem dunklen Schrant.

Komm hervor, wir beide

Wandern durch die Heide!

Walter Medaer.

Das Zöpfchen des Toreros.

Novelle von Erica Grupe-Rörcher.

Er hatte sich in sie verliebt, als sie alle paar Tage in die Bar Regia kam, um ein Pfund gefochten Schinken für ihre Herrschaft zu holen.

Dem nirgends bekam man in der südspanischen Stadt Sevilla solch guten Schinken, mit dem eigentümlichen Hauch ins Käse, als hier, wo Narciso in der offenen Stehhierhalle seines Amtes waltete. Im Grunde war es keine „Bar“, sondern hier strömten nur von früh bis spät durch die offenen Bogen Türen die Herren jeden Standes und jeden Alters herein, um nach einem kurzen Imbiß bald wieder zu verschwinden. Die Zusammenstellung allerlei pikanter Brötchen und Aufschnitt war eine Spezialität der „Regia“. Da nach spanischer Sitte fast nie ein weibliches Wesen das Café betrat, schenkte man dem Eintritt der blonden jungen Hedwig Langmaack immer große Beachtung, die als Stütze bei einer deutschen Familie lebte und in ihrem Auftrag hier Schinken holte. Aber alles verhielt sich gegen sie in ritterlichster Reserve. Nur das junge Kastotum des Inhabers, Narciso, durfte mit ihr reden und sie bedienen. Es genügte ihm nicht mehr, daß er bei jeder niederstulpenden Scheibe Schinken den in Sevilla für Verliebte üblichen Stoßseufzer „Ah, mi alma!“ ächzte, sondern er nahm sich ein Herz, und fragte: ob er sie abends an der hübschen Gittertür ihres herrschaftlichen Hauses sprechen dürfe. Erötend lagte sie nach kurzem Überlegen zu, denn er gefiel ihr in seiner schlanken dunkeläugigen Schönheit und guten natürlich-höflichen Haltung. Seine Frage galt nach hiesiger Sitte als Schritt zur Verlobung. Ein Verehrer suchte seine Liebste an der Gittertür oder am Gitterfenster auf. — So fand er sich häufig ein und sie begann, ihn wirklich lieb zu haben. Da der Inhaber der Regia täglich bieder und bequemer wurde, kam Narciso zur unentbehrlichen Hilfe auf und sein Verdienst vergrößerte sich mit der Tagesklasse. Und da die spanischen Frauen von ihren Männern auf Händen getragen werden und sich viel weniger abzuradern haben als die deutschen, gab Hedwig ihm ihr Jawort.

Aber leider geriet Narciso, der Solide, der sie mit immer neuen Aufmerksamkeiten als seine Braut überschüttete, aufs Glatteis. Und das waren, wie schon so oft in Sevilla, nicht die Mädel und nicht Wein oder Kartenspiel — sondern die Stiere!

Er hatte öfters einen Freund begleitet, der jeden Samstag abend die 6 Kampfstiere draußen auf der umfriedeten Weide in einen hochumfriedeten Kastenwagen lockte und dann zum folgenden Stierkampf in die Käfige hinter der Arena in die Stadt hereinführte. Während dieser Fahrt wußte der Freund viel Interessantes über das Leben der Stierkämpfer zu erzählen, die er kennen gelernt und die zu großem Ruhm und Einnahmen gekommen waren. Narciso wurde bei diesen Erzählungen seines Berufes überdrüssig. Wie, würde es nicht ein andres Leben sein, unter der atemlosen Spannung von fünfzehntausend Zuschauern in der offenen Arena den schlanken Degen zum letzten geschickten Stoß auf den schon fast bezwungenen Stier zu zielen und nachher unter frenetischem Jubel auf den Schultern durch die Arena getragen zu werden?

Seiner Liebsten verriet er vorzeitig nichts. Aber er begann, zu üben und zu proben. Das geschah nachts unter dem herrlichen sternbesähten andalusischen Nachthimmel, wo er an umfriedeten Weideplätzen an ländlichen Schenken mit andern, zukünftigen Toreros seine Kunst an jungen Stieren erlernte. Nach seiner Ansicht mangelte es ihm keineswegs an Begabung. Denn — war er nicht ein waschechter Andalusier und war nicht Andalusien von jeher die Wiege der berühmtesten Stierkämpfer? Doch er tat den zweiten wichtigen Schritt: er probte nicht nur an jungen Stieren, sondern ließ sich bereits ein bestimmtes Quantum von Haaren am Hinterkopfe länger wachsen, um an ihnen beim ersten öffentlichen Auftreten das kleine straffe schwarze Zöpfchen einzuflechten, das für einen spanischen Stierkämpfer das unerläßliche Attribut bedeutet!

Erst als sein erstes öffentliches Auftreten bevorstand, ließ er seine Liebste diesen Haarbüschel entdecken und erzählte ihr sein Vorhaben, zum Torero umzusatteln. Sie wehrte sofort entgegen mit dem Hinweis ab, daß sie keinen Mann heiraten würde, dessen Beruf es sei, Stiere in der Arena abzustecken. Er war betreten und enttäuscht. Würde sie nicht stolz sein, bald die Gattin eines berühmten aufstrebenden jungen Toreros zu werden, dessen Bild in alle Zeitungen kam, dessen Namen bald jedes Kind kannte, dessen Bild selbst in den Friseurläden der kleinsten Ortschaften aushing? Nach einer Woche voll gegenseitiger Pein schlossen sie ein Kompromiß: sein erstes öffentliches Auftreten sollte entscheiden über seine Zukunft!

Mit fiebender Erwartung verfolgte Narciso den Verlauf der Eintrittskarten zum Stiergefecht. Seine Freunde, die es gut mit ihm meinten und die im Stillen von seinen mangelnden Qualitäten überzeugt waren, hatten ihm geraten, nicht unter seinem wirklichen Namen aufzutreten, sondern ein Pseudonym zu wählen, wie das oft mit poetischen Bezeichnungen geschah. Deshalb nannte er sich vorläufig, im Gegensatz zu seinem bis-

herigen Beruf des Bierabzapfens und Schintenschneidens: „Sohn der Palmen“. Am beivunden entscheidungsvollen Tage saß die blonde Hedwig Langmaack mit besorgter Spannung in der Arena zwischen erwartungsvollen Zehntausenden. Es fanden immer sechs Kampfgänge hintereinander statt. Die ersten beiden Stiere wurden von zwei bewährten anderen Toreros mit erstaunlicher Geschicklichkeit erledigt. Nun erörterte man rings die Frage, wer dieser neue Torero, der „Sohn der Palmen“ denn sei? Der Debütant betrat die Arena. Der Reid mußte ihm lassen, daß er höchst schmod ausfiel in der altklassischen Torerotracht! Im altspanischen goldstropfenden Kostüm, mit breiten gestickten Epaulettés, rosafarbenem Gürtel, rosa Kniestrümpfen zu den fast abtastbaren schwarzen Lackshuhen. Und unter dem geulsteten schwarzen Zweimaster hinten das straffabsteckende, schwarze Zöpfchen, — o, wie sie es haßte als Abzeichen einer ihr fremden Welt, in die sie ihm nie folgen würde! Sie verstand nicht all die reichschattierten Einzelheiten des Kampfganges. Aber sie fühlte schon bald ein kühles weiteres Abwarten. Dann ein Aufwachen peinlichen Erstaunens, wie es über ein deutliches Versagen aufkommt. Dann kam ein Gemisch von Bestremden und Spott. Und dann — — —

Dann brach in der temperamentvollen südländischen Zuschauermenge eine deutliche Abneigung auf. Narciso fühlte allmählich, aber deutlich den Boden unter seinen Füßen schwinden. Warum ging es gerade heute nicht? Als ihm die allgemeine Ablehnung immer klarer wurde, verlagte er immer mehr. Hei, was flog da durch die Luft und fiel neben ihm nieder? Eine leere Limonadenflasche? Im nächsten Moment flatschte eine überreife Tomate an seinen hellen Seidenstrumpf. Psui Ruck! Dann leere Eierschalen, Orangenschalen. Ein Pfeifen erfüllte die Luft. Hatte er nicht von den Tropfäsen des Toreros geträumt, schönen Blumen aus Frauenhand? In das Pfeifen mischten sich höfliche Zurufe: er könne ja nicht einmal mit einer Ziege umgehen, geschweige denn mit einem Stier! Er sei der unfähigste Torero, den die Sonne Spaniens je beschienen.

Bis jetzt hielt seine Spannkraft seine äußere Haltung. Was sollte er tun? Er versuchte den letzten Coup: er ramnte dem Stier den Degen ins Herz. Aber er traf fehl. Anstatt das Tier sofort sterbend zusammenbrach, schlenkerte es den Degen mit einer wütenden Bewegung wieder heraus. Der Stoß saß schlecht. Das Publikum begann zu rufen. Seine Wut über sein Versagen wuchs über den Spott des Publikums. Warum hatte er sich auf dieses Glatteis gewagt? He? Hatte er nicht sein gutes Auskommen? War er nicht der Liebling des Inhabers der Regia, der Stammgäste, wollten nicht alle gerade von ihm die Riesentrabben und Schinkenstücke auf die Zahntoche zur Beigabe des goldgelben Manzanillas gereicht und gespießt haben?

So kam ihm urplötzlich der Gedanke: all den Leuten hier zeigen, daß er sie ja garnicht brauche! Der Entschluß war da: ihnen das zu zeigen! Sollten sie ihm den Budel herunterrutschen! So riß er sein offenes haarhartes Taschenmesser hervor, packte sein Zöpfchen im Nadeln — und läbelte es mit zwei energischen Ruckeln los. Dann warf er es mit einem Schwung und einer sprechenden Handbewegung mitten in die Arena: „da habt Ihr mein Abzeichen! Ich verzichte auf die Torerokunst!“. Parakiri in der Arena!

Damit hatte er sich als Torero entkleidet und hörte auf, ein Stierkämpfer zu sein. Mit der dem Spanier immer eigenen Würde schritt er auch jetzt stolz und gelassen aus der Arena. Man lachte, man schimpfte, man amüsierte sich. Wer war denn dieser „Sohn der Palmen“. Dann harkten herbeieilende Arenadiener das ominöse Zöpfchen mit dem Sande glatt und ein neuer Kampfgang eines andern Torero begann.

Als Narciso nach dem Verlassen des Umkleibezimmers durch eine kleine Seitentür bald darauf die Straße betrat, hörte er hinter sich leichte Schritte. Im Zweifel, ob ihm vielleicht noch ein Spötter folge, wagte er nicht, sich umzuwenden. Da schob sich eine weiche Mädchenhand in seine. Seine Liebste? — Ja, sie war es. Sie wand sich aus der Menge, um zu ihm zu eilen. Um ihm zu danken, daß er mit seiner Tat dem Torerobetriebe entlagte! Ja, jetzt war er wieder der Ihre!

Sultan, Kunstschütze und Tischler.

Von Hugo von Koller.

Der einstige Sultan Abdul Hamid führte nach seiner Enthronung noch lange Jahre, zuerst im Exil in Saloniki, und dann als Gefangener in dem entzückenden Schloß Beilart-Bei auf dem asiatischen Ufer des Bosphorus ein beschauliches Dasein. Das Schloß lag gegenüber seiner einstigen, auf der europäischen Seite des Bosphorus gelegenen Residenz Wildis, in der nach ihm sein jüngerer Bruder als Sultan Mehmed V. unter dem Druck des jungtürkischen Regimes das jämmerliche Leben eines Schattenregenten führte.

Eine der Lieblingsbeschäftigungen Abdul Hamids war die Tischlerei, in der er es zu einer bewundernswerten Fer-

Agilität gebracht hatte. Dies Handwerk übte er schon als Regierender Sultan zu seiner Zerstreuung aus. Nach seiner Entthronung betrieb er es mit doppeltem Eifer, da ihm seine zweite Lieblingsbeschäftigung verboten und vollständig unmöglich gemacht worden war. Denn diese bestand im Schießen mit Revolvern. Während seiner langen Regierungszeit von mehr als 30 Jahren hatte er sich fast täglich Stundenlang darin geübt, um es schließlich zu einem wirklichen Kunstschützen im Gebrauch dieser Waffe zu bringen.

Abdul Hamid besaß die reichhaltigste und kostbarste Revolverammlung der Welt. Wo nur immer ein neues Modell auftauchte, sei es in der alten oder in der neuen Welt, mußte es sofort für den Sultan in Konstantinopel besorgt werden. Die europäischen Waffenfabriken, denen die Passion Abdul Hamids bekannt geworden war, wetteiferten untereinander in der Herstellung von Prachtexemplaren von Revolvern für den Sultan. Besonders waren es natürlich immer solche Fabriken, die sich um Waffenlieferungen für die Türkei bemühten. Das Geschenk eines Prachtrevolvers sollte nur die ersten Beziehungen mit Vildis herstellen. Wenn auch in solchen Fällen neben dem Sultan noch manche einflussreiche Persönlichkeiten zu gewinnen waren, bevor so ein Waffenauftrag perfekt wurde, so kamen die gebrachten Opfer dabei doch schließlich reichlich wieder ein. Kein Großlieferant für die Türkei dürfte jemals sein Geld verloren haben.

Die Revolverammlung Abdul Hamids war eine wahre Schenswürdigkeit. Aber selbstredend bekam sie kein Sterblicher, außer einigen Eunuchen, zu sehen. Erst nach der Einnahme von Vildis und der Entthronung des Abdul Hamids durch die Jungtürken kamen diese geheimen Schätze ans Tageslicht.

Der Sultan ließ sich nicht daran genügen, diese herrliche Revolver-Sammlung zu besitzen. Er war auch Meister in der Handhabung jeder einzelnen dieser Waffen. Er ruhte nie eher, als bis er mit jedem neuen Revolver die größtmögliche Treffsicherheit erzielt hatte.

Tief in der Erde unter den Schlössern, Harems und Parks von Vildis hatte Abdul Hamid mit ungeheurem Kostenaufwand seine geheimen Kammern, Gewölbe usw. hergerichtet lassen. Da lag in einem Labyrinth von dunklen Gängen und Kammern die berühmte Schatzkammer Abdul Hamids, die ungeheure Werte in Gold, Edelsteinen, Perlen u. a. m. barg. Sie war für einen Nichteingeweihten so gut wie unauffindbar.

Als aber das hochheilige Gerichtsverfahren der Jungtürken eröffnet wurde, das die Würdenträger, Eunuchen, Diener usw. des entthronten Sultans zum größten Teil an den Galgen brachte, und als der zweite Eunuch Seine Hoheit den ersten Eunuchen am Galgen endigen sah, dachte der kleine schlaue Kerl über eine Möglichkeit nach, das eigene Leben zu retten. Er versiel auf den Gedanken, sich vom Galgen losschleusen mit der Preisgabe des großen Geheimnisses: Wo befindet sich die Schatzkammer des Sultans?! Und der Verrat dieses Geheimnisses rettete dem Schwarzen das Leben. — Von ihm erfuhr ich später, alles was mir aus dem Leben und über den Nachlaß Abdul Hamids wissenwerth erschien.

Ganz in der Nähe dieser, vielleicht reichsten Schatzkammer der Welt, die von den Jungtürken natürlich bis auf die Nagelprobe ausgeräumt wurde, lag — wie mir der gerettete zweite Eunuch erzählte — der tadellos eingerichtete Schießstand, in dem Abdul Hamid nicht nur die neuen Revolver probierte und einschoß, sondern auch sich selbst fortgesetzten Übungen unterzog. Er stellte sich die schwierigsten Aufgaben, die er täglich wochen-, monats- und jahrelang wiederholte, bis er sie vollkommen beherrschte. Der türkische Namenszug des Sultans war bekanntlich außerordentlich kompliziert und sehr schwer nach zu zeichnen. Nun hatte Abdul Hamid sich, unter vielen anderen, auch die Aufgabe gestellt, diesen Namenszug mit fünfzig Kugeln in ein rundes Brettchen von ca. fünfzehn Zentimeter Durchmesser aus einer Entfernung von ca. fünfzehn Metern hineinzu-schießen, und zwar so, daß man den Namen aus den Kugelhöchern leicht lesen konnte.

Den Anlaß zu den fortgesetzten Übungen im Revolverschießen soll bei dem Sultan der Verfolgungswahn, unter dem er sein Leben lang litt, gegeben haben. Er wollte ein absolut sicherer Revolverschütze werden, der sich jeden Attentäters auf sein Leben mit einem Schuß entledigen konnte. In der Tat ist Abdul Hamid auf diesem Gebiet ein Kunstschütze geworden, der zu seinen Lebzeiten kaum seinesgleichen hatte.

Die Treffsicherheit, die der Sultan sich in Revolverschießen angeeignet hatte, mußte bei der dauernden Angst um sein eigenes Leben, auch das Leben anderer Menschen in Gefahr bringen. Abdul Hamid trug stets mindestens zwei

geladene Revolver bei sich. Nun war einmal ein junger Gärtnerbursche damit beschäftigt, im Park von Vildis die Erde um einzelne Sträucher in einem Gebüsch zu lodern. Alle in den Parks arbeitenden Leute hatten den strengen Befehl, sich zu verstecken, wenn etwa der Sultan einmal vorübergehen sollte, weil der Anblick eines Unbekannten den hohen Herrn erschrecken könnte. Und eines Tages wurde der Gärtnerlehrling bei seiner Arbeit durch das Nahen des Sultans überrascht. Er sprang hinter das Gebüsch. Der Sultan aber hatte ihn schon entdeckt und erschraf, weil er gleich an eine Gefahr für sein Leben glaubte. Blühschnell zog er einen Revolver, der Schuß trachte, und mitten in die Stirn getroffen, fiel der Bursche tot zu Boden.

Innerhalb der Mauern von Vildis durfte natürlich niemand eine Schusswaffe führen. Er hätte damit sein Leben riskiert.

Die Ameise.

Von Gottfried Köhnel.

Eine Ameise ist gewiß ein unscheinbares Tier, so klein, so winzig, daß man sie nur selten beachtet. Nichts als ein Punkt, ein etwas länglich geratener Punkt, der, weil ihm eben zufällig Füße angewachsen sind, auf der Erde herumläuft. Kein Mensch denkt sich etwas dabei, wenn ihm solch eine Ameise gerade unter den Fuß kommt. Sie wird eben zertreten.

Und doch war es gerade eine solche unscheinbare Ameise, die mir zum Erlebnis wurde. Ich wollte mich abends zum Essen an den Tisch setzen, da sah ich, während schon die Schüssel rauchte und mir der Stiel des Schöpflopfels entgegenstand, auf meinem, von der Lampe hell beschienenen Teller eine Ameise. Sie war von dunkelbrauner Farbe, kleiner noch, als man sie gewöhnlich sieht, ein junges Tier wohl, das eben erwacht war und sich verirrt hatte. Bald lief sie, bald stand sie auf dem weißen, glänzenden Grund, als läme ihr diese Fläche selbst etwas fremd vor, aber sie blieb darauf, ja, sie schien, während ich wartete, daß sie darüber und weiter laufen werde, immer hartnäckiger auf dem Teller zu verharren.

Um ihr einen Ausweg zu zeigen, neigte ich den Teller etwas, doch da lief das Tier gerade in entgegengesetzter Richtung auf meine Finger zu, lehnte aber dicht davor wieder um und wandte sich seitwärts. Aber auch hier, am Rand angekommen, lief die Ameise gleichfalls wieder nach innen, und so immerzu, bis ich den Teller wieder in seine waagrechte Lage brachte. Nun begann sie, als hätte sie es gerade auf die Mitte abgesehen, darin zu kreisen, bald enger, bald weiter, ohne auszuweichen und ohne meinen Teller zu räumen.

Die Köchin, die bereits wieder zur Tür hereinkam, um die Suppenschüssel abzuholen, war nicht wenig erstaunt, weil ich noch immer vor einem leeren Teller saß, und da sie sah, daß die Ameise nicht aus meinem Teller wollte, schickte sie sich bereits an, das winzige Tierchen zu fassen, um es zwischen Daumen und Zeigefinger einfach zu zerdrücken.

In diesem Augenblick wurde das dem willkürlichen Schicksal preisgegebene Tier vor meinen Augen und in meinem Herzen zu einem, ich möchte fast sagen, brüderlichen Wesen. Ich nahm mich, während ich den Teller von der Köchin wegheftete, umso rascher und entschlossener seiner an, als es gerade jetzt, wie in einer trüben Ahnung, anfangend rasend zu laufen. Einfach zu laufen, mit allen Beinchen, so schnell es nur ging: Bald rundum, bald im Zickzack, bald lang und quer. Die Angst schien dabei die wunderlichsten Figuren auf den weißen Grund des Tellers zu zeichnen. Natürlich blieben keine Spuren unter den Füßen der Ameise haften, aber vor meinen Augen entstanden trotzdem Ringe, Sterne und Kreuze, lauter seltsame Figuren, geheimnisvolle Sinnbilder des Lebens, die ich immer deutlicher sah, je mehr mir diese winzige Ameise nicht bloß als ein unscheinbares Tierchen erschien, sondern als ein in seiner Not rasender Punkt des Lebens. Er war mir und allem Lebendigen gleich und wollte nichts anderes, was ich auch wollte, wenn ich mich hier an den Tisch setzte: nämlich das vom Schicksal erhaltene Leben durch die Nahrung des Leibes weiterzuhalten, heute, morgen, und noch lange Zeit.

Die Köchin konnte es noch immer nicht verstehen, warum ich diese Ameise vor ihr in Schutz nahm, und da sie abermals nach ihr ausgreifen wollte, lief ich mit dem Teller in den Ausgang und von hier aus in den Garten hinaus, wo mir, aus der braunenden Dämmerung, eine auffallend warme Luft entgegenkam. Sie war wie ein lebendiger Atem, der Atem des neuen Frühlings, der bereits würzig aus der Erde emporstieg.

Dort, bei den Sträuchern, wo es seit Tagen zu grünen anfangte, setzte ich die kleine Ameise ab und sah ihr nach, solange es im wachsenden Dunkel eben noch möglich war. Oben am wolkenlosen Himmel gingen um diese Zeit die Sterne auf. Morgen wird es einen schönen Tag geben! dachte ich unwillkürlich und ging in das Haus, um mir endlich Suppe in den Teller zu schöpfen.